

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 12

Artikel: Die Geliebte und der liebe kleine Kerl : eine Aufmunterung an junge Männer, zu ihren wahren Gefühlen zu stehen
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die **G**eliebte

*und der liebe
kleine Kerl*

**Eine Aufmunterung an junge Männer, zu ihren wahren
Gefühlen zu stehen**

VON FORTUNAT HUBER

Ein Brief

« *Mademoiselle!*

Ich suche vergeblich meine Ruhe wieder, ich sehe es, meine Hoffnungen sind verloren. Ich werde die Strafe meiner Unbedachtsamkeit mit einem ewigen Kummer büßen. Ich habe es gewagt, Sie anzustauen, mit Ihnen zu reden, Ihnen zu schreiben, Ihre eigenen Empfindungen zu denken, zu fühlen, Ihnen zu sagen. — Ich sollte die Schwäche meines Herzens gekannt und solche Gefahren vermieden haben, wo jede Hoffnung verschwindet. — Was soll ich nun tun? Soll ich schweigen und mit stillem Gram mein Herz verzehren und nicht reden und keine Hoffnung, keine Erleichterung meines Elends erwarten? »

Mit diesen Sätzen beginnt ein Brief, der vor fast zweihundert Jahren in Zürich abgefaßt wurde. Er stammt von einem Jüngling von 21 Jahren aus beschränkten

äußern Umständen und mit einer ungewissen Zukunft. Die Empfängerin ist die 29jährige Tochter eines wohlangesehenen Zunftpflegers, Spezereihändlers und Zuckerbäckermeisters.

« *Den ganzen Tag gehe ich ohne Beschäftigung, ohne Arbeit, gedankenlos, immer seufzend, umher, suche Zerstreuung und finde sie nicht; nehme Ihren Brief, lese ihn wieder, träume, habe Hoffnung, habe dann wieder keine; betöre eine zärtliche ängstliche Mutter mit den Erzählungen von Gründen einer Krankheit, die ich nicht kenne; fliehe den Umgang mit meinen Freunden; fliehe die Heiterkeit des Tages, sperre mich ins einsamste, dunkelste Zimmer, werfe mich aufs Bett hin, finde keinen Schlaf, keine Ruhe! Ich verzehre mich selbst, ich denke den ganzen Tag an Sie, an jedes Wort, das Sie redeten, an jeden Ort, da ich Sie sah. Ich habe alle Stärke, alle Beruhigung in mir selbst verloren und hange ganz von Ihnen ab. O, wie klein, wie verachtungswürdig, muß ich mich Ihnen in dem Augenblicke,*

da ich Ihre Hochachtung zu erlangen suche, zeigen. . . . »

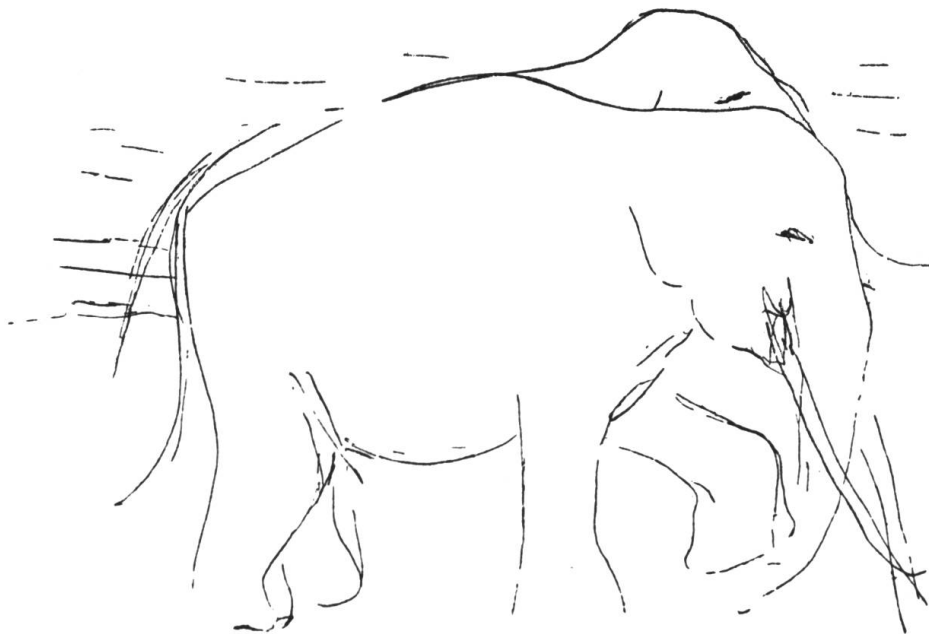
So schrieb im Jahre 1767 Heinrich Pestalozzi an Anna Schultheß. Der Brief ist ein Markstein im Leben eines großen Mannes. Aber nicht als solchen lege ich ihn vor, sondern als Liebesbrief, den ich mit Liebesbriefen vergleichen möchte, wie sie heute von jungen Männern geschrieben werden. Ich könnte dem Beispiel ein Gegenbeispiel an die Seite stellen, das vielleicht für den brieflichen Liebesaustausch mancher unserer jungen Leute kennzeichnend wäre. Ein solcher Brief könnte etwa mit der Anrede: Lieber kleiner Kerl! beginnen. Aber, ich will nicht weiterfahren. Ein derartiger Musterbrief müßte wie Spott wirken. Das ginge gegen meine Absicht. Der Unterschied zwischen dem Brief Pestalozzis und einem Liebesbrief von heute läßt sich auch sonst herausstellen. In der Form, obschon sie jetzt anders gewählt würde, liegt er bestimmt nicht. Auch nicht in der Leidenschaftlichkeit des Ausdruckes. Es werden heute zweifellos genau so leidenschaftliche Briefe geschrieben. Die

Empfindsamkeit der Schreibweise berührt uns fremd. Sie würde gegenwärtig, selbst, wenn sie unsere Gefühlslage richtig wiedergäbe, zurückgebunden. Aber das wirklich Andere ist die Stellung, die der Liebende der Geliebten offen einräumt.

Der Zensar

Es wurden in jener Zeit in unserm ganzen Kulturkreis, in allen Sprachen, Millionen solcher Briefe aus der gleichen Einstellung heraus geschrieben. Der Brief Pestalozzis ist dafür nur beispielhaft. Selbst ein im Kern so unabhängiger Mensch wie Pestalozzi war natürlich ein Kind seiner Zeit, auch in diesem Brief. Er ist eine Zeiturkunde. Das entwertet ihn für meine Absicht nicht, im Gegenteil.

Es finden sich bis in unsere Tage Liebesbriefe, die scheinbar aus der gleichen Einstellung heraus geschrieben sind. Sie berühren uns peinlich und lächerlich. Mit Recht. Sie sind aus Erinnerungsfetzen veralteter Vorbilder zusammengeflickt.



Labathey 1811

Charles Hug
Federzeichnung

Die Hülle ohne das Gefühl, das diese einst schuf, wirkt starr und kalt. Die Gestalt des Liebesbriefes muß sich, wie die Haartracht und die Kleider, mit der Zeitströmung wandeln. Aber der Gehalt?

Es ist unumgänglich, daß Menschen, die stolz darauf sind, sich nichts vormachen zu lassen, auch die Liebe nüchtern betrachten wollen. Unsere Liebesbriefe sind sachlich geworden. Die jungen Leute halten darauf, sich von der Liebe nicht übertölpeln zu lassen. Sie « wissen », daß die Liebe gewissermaßen eine Krankheit, ein Rausch, ist. Sie können und wollen sich ihr nicht entziehen. Aber sie bilden sich etwas darauf ein, daß der kühl lächelnde Zensor im eigenen Kopfe das Herz nicht allzu wild schlagen läßt.

Außer der Liebe will der junge Mann auch die Geliebte nicht annehmen, wie sie ihm sein Gefühl darstellt. Er glaubt sich verpflichtet, ihre Wirklichkeit zu durchschauen. Für die Einstellung eines Liebesbriefes, wie dem von Pestalozzi, ist die Geliebte ein höheres Wesen, dem sich der Liebende mit Ehrfurcht und mit dem Bewußtsein seiner eigenen Unwürdigkeit nähert. Er betrachtet die Erwiderung seiner Liebe als ein Wunder und eine Gnade. Anders der durchschnittliche Liebesbrief von heute. Die Geliebte, die er schon mit Widerstreben auch nur so benennt, ist für ihn eben ein Mensch aus Fleisch und Bein mit aller körperlichen und seelischen Anfälligkeit, die dem Menschen nun einmal eigen ist. Die jungen Männer von heute und auch schon die von gestern und vorgestern wollen diesen Sachverhalt keinen Augenblick übersehen. Sie meinen es sich selbst, ihrer aufgeklärten Umwelt und nicht zuletzt dem Gegenstand ihrer Liebe schuldig zu sein, auch im Zustand der Liebe auf der Erde zu bleiben. Im Ausdruck des sinnlichen Empfindens drückt der Eigensensor am ehesten ein Auge zu. Hier ist er nachsichtig, weil der « Verstand » und die « Wissenschaft » ja zugeben, daß die Liebe sinnlich sein muß, um ihren « eigentlichen Zweck » zu erfüllen. Auch die glühendsten Liebesbriefe können sachlich in dem



Charles Hug

Federzeichnung

Sinne sein, daß sie die Liebe und die Geliebte des Wunderbaren entkleiden. Mir scheint, daß diese Sachlichkeit der Sache der Liebe widerspricht und ihr gerade das entzieht, was sie zu dem macht, was sie ist.

Wie und warum die Liebe versachlicht wird

Ich habe keineswegs eine Abhandlung über « alte und neue Liebesbriefe » im Sinn, oder gar einen Liebesbriefsteller. Ich weiß, den wahrhaft Liebenden können drei verkleckste Kreuze auf einem zerknitterten Fetzen mehr rühren, als ein

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

(züritütsch)

*S' Schwyzertütsch
e Wërchtigspraach?*

Das mäined vil Lüt, s Schwyzertütsch sei ja wol
rächt zum rede, aber zum schryben und lääse seis
nüt, oder dän ämel nu für luschtigi, nüd für ernschi
Sache! Wurum? Chömer dän mit öiserer Häimet-
sprach nüd ales sääge?

Bättaag 1942

Wie fyrli chydts das Gloggeglüt,
Los, s Schwyzervolch hät Bättaag hüt:
Für ales Guets, für Spys und Trank,
Vo Hërze säits: Gott Loob und Dank!

In Chäschten isch es halbe leër,
Wän nu de Winter nüd na wëer!
Drum Hërrgott, pittti, gib is Broot
Und bhüet is Du vor grooßer Noot!

Du bisch Hërr über iedi Gwalt,
So gib is dän en feschte Halt,
Legg Liebi iedem Mäntsch is Hërz,
Verschoon is Du vor Läid und Schmërz!

Stërch öisere Wile — stërch de Muet!
A Dynner Hand für is Du guet,
Wäns sy mues — uf em schmaale Stääg,
Mer wüsseds — s isch en rächte Wääg.

So sägne dän en iede Stand,
Nimm s Volch i Schutz und au s ganz Land!
Freihäit und Rächt Iedwäde wott,
Erhalt is bäides, liebe Gott!

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zolli-
kerberg, Zürich.

vollkommenes Sonett auf handgeschöpftem Büttenpapier — und wäre es mit Blut geschrieben. Jeder Liebesbrief ist verschwendet, wenn ihn die Empfängerin mit den Augen des Kunstrichters oder Liebessachverständigen liest. Ihr Herz hat bereits entschieden und verworfen.

Ich wähle den Liebesbrief nur als anschauliche Urkunde eines Wechsels in der Einstellung zur Liebe und zur Geliebten, wenigstens nach außen hin. Das Bestreben unserer Zeit, die Liebe zu versachlichen, bedient sich vor allem zweier Mittel. Das eine ist, die Liebe zur Kameradschaft umzubiegen. Es gibt unter gewissen Voraussetzungen so etwas wie Kameradschaft auch zwischen Männern und Frauen. Nehmen wir an, es könne aus einer Kameradschaft Liebe entstehen; ich kenne zwar keinen solchen Fall. Geben wir ferner zu, daß sich eine zerstörte Liebe doch in der Form der Kameradschaft aufrecht erhalten lasse, obschon es sich innerhalb meines Erfahrungskreises dabei ausnahmslos um Täuschungen handelt. Aber eines ist ganz gewiß: das Erlebnis der Liebe und das der Kameradschaft sind grundsätzlich anders. Die Liebe lebt vom Gegensatz der Geschlechter; der Kameradschaft ist er ein Hindernis. Die Umwandlung der Liebe zur Kameradschaft heißt diese umbringen.

Das zweite Mittel, die Liebe zu versachlichen, ist, sie bloß als triebhafte Angelegenheit ernst zu nehmen und alles, was darüber hinausgeht, als mehr oder minder poetische Maskerade abzutun. Auch dieser Weg führt zum Ziel. Allerdings ebenfalls mit dem Nebenerfolg, daß gleichzeitig die Liebe zerstört wird. Die geschlechtliche Anziehung ist eine unentbehrliche Voraussetzung der Liebe, aber der Rahmen des nur Geschlechtlichen ist für sie viel zu eng.

Aber warum wird denn überhaupt versucht, die Liebe zu versachlichen? Der Grund liegt einerseits im unbestreitbar widerlichen Unfug, der mit der Liebe getrieben wird, am schlimmsten dort, wo sie überhaupt fehlt und nur als Deckmantel dient. Der Widerstand gegen die Gefühlsduselei und den Mißbrauch der

Liebe ist der Ausdruck eines ehrlichen und sauberen Empfindens. Er kann der Liebe nur nützen — solange als er mit dem Unechten nicht auch das Echte trifft.

Aber ebenso bedeutsam wirkt ein zweiter Beweggrund: die Liebe ist unheimlich. Wir empfinden, daß sie — sobald wir ihr Raum geben — unseren Willen und unseren Verstand überwältigen kann. Das verletzt den Stolz und ängstigt. Ich vermute, daß hinter dem Versuch, die Liebe zu versachlichen, häufiger als der Drang nach Ehrlichkeit die Angst steckt. Sie ist auch hier ein schlechter Berater. Es ist richtig: wem es gelingt, die Liebe zur Kameradschaft oder zur bloß triebhaften Angelegenheit herabzumindern, hat zwar die Macht und damit die Gefahren der Liebe gebannt und sich in Sicherheit gebracht, aber zugleich sich selbst um die Liebe.

Warum es in der Liebe geht

Die Macht der Liebe besteht darin, daß sie das Ich in seiner Selbstherrlichkeit im Erlebnis des Du zerbricht. Die Geliebte *ist* deshalb ein höheres Wesen. Nicht nur einem überreizten Gefühl! Sie ist es wirklich, weil sie eine Wandlung bewirkt, die nur sie im andern auslösen kann. Gewiß sind wir imstande, durch Überlegung oder in Anerkennung eines Sittengesetzes die Mitmenschen gedanklich als gleichberechtigte Geschöpfe zu betrachten. Aber der einzig irdische Weg, sie als solche zu *erleben*, ist die Liebe. Das Glück der erwiderten Liebe stammt aus der gleichen Quelle: der unbedingten Bejahung, welche der Liebende durch die Geliebte erfährt.

Das ist der Sachverhalt. Der Liebende braucht sich darüber keineswegs

klar zu sein. Noch nebensächlicher ist das Vermögen, diesen in Begriffe oder Bilder zu fassen. Das einzig Wichtige ist, ihn zu erleben. Es erlebt ihn jeder Liebende.

Leisten wir mit dieser Darstellung — zwar auf einem Umweg — doch einem verlogenen Frauenkult Vorschub? Keineswegs. Ganz abgesehen davon, daß der geliebte Mann der Frau selbstverständlich das gleiche bedeutet wie die geliebte Frau dem Mann, ist die Geliebte nur als jenes Geschöpf, welches das Wunder der Liebe auszulösen vermag, ein höheres Wesen; daneben hat sie auch für den Liebenden an allen menschlichen Mängeln und Fehlern teil. Die Macht der Liebe bezeugt sich ja gerade darin, daß sie es ermöglicht, einen Menschen in seiner ganzen Armseligkeit vollkommen zu bejahen.

Ich sehe Einwände voraus. Zum Beispiel: ist es nicht doch so, daß der Liebende dem Gegenstand seiner Liebe Vorzüge andichtet, die kein anderer Mensch sieht und die er — was schlimmer ist — nach der Ernüchterung selbst vergeblich an ihr sucht? Soll man sich gegen diesen Schwindel nicht auflehnen dürfen?

Gewiß, die Liebe ist ein Rauschzustand, der an der Geliebten alles Begehrenswerte vergrößert, und vernebelt, was sie herabsetzen könnte. Die Liebe ist mit Selbsttäuschungen verbunden. Was hängt daran, wenn sie nur im Kern keine Täuschung ist! Die Geliebte vollbringt das Wunder, den Geliebten zum Liebenden zu machen. Das ist ihre Einzigartigkeit. Sie ist keine Täuschung.

Vorsicht vor der Vorsicht

Wohl ist die Liebe, wie alles auf dieser Welt, nicht unveränderlich. Sie behält ihre ganze Kraft nur für eine beschränkte

Zeit. Die Gewöhnung und der Alltag setzen ihr hart zu. Aber der Wandel, den die Liebe in einem Menschen schafft, läßt sich nie rückgängig machen. Er hinterläßt Spuren, selbst in einer Liebe, die unglücklich verläuft — und nicht etwa bloß Narben. Wer auch nur einmal liebte, ist nie mehr der frühere Mensch. Allen Menschen, ja, jedem Stein gegenüber! Nebenbei, es ist nicht ohne Ursache, daß im weitesten und im engsten Bezirk der Gemeinschaften die Träger des größten Unheils so oft Menschen sind, die nie liebten, weil sie zur Liebe unfähig sind.

Aber ist es vielleicht, eben weil die Liebe abklingt, nicht doch vorsichtiger und auch richtiger, die Geliebte von vornherein mit dem humorvollen Zwinkern zu behandeln, das anzeigt, daß wir ihr Bild, das uns die Liebe vorspiegelt, nicht so ganz ernst nehmen? Wie peinlich müßte es sein, Beweisstücke aus der Hand zu geben, einmal ein von der Liebe Überpölpeltes gewesen zu sein! Eine klägliche Vorsicht. Eine Frau oder ein Mann, der je einen Liebesbrief — und wäre er noch so schwärmerisch, wenn er nur aus einem echten Gefühl heraus entstanden ist — als Mittel der Beschämung gebrauchen würde, ist überhaupt kein Mensch, sondern ein Scheusal. Die Scheusale sind so selten wie die Heiligen. Wir dürfen unser Verhalten weder auf die einen noch auf die andern abstellen. Ich halte die Übertreibungen des Gefühls, deren sich der Liebende schuldig macht, für die Sache der Liebe weit ungefährlicher als eine Besonnenheit, die, öfter als ein Beweis besonderer Klarsicht, ein Hinweis auf Unsicherheit in der Liebe ist.

Die Zurückhaltung im Ausdruck der Liebe, also auch in den Briefen, kann allerdings bloß ein Spiel sein, ein Liebespiel wie andere. Die Frage, ob es gestattet ist, mag der Zeitgeschmack entscheiden.

Denn warum sollten schließlich Lie-

bende nicht zur Abwechslung auch einmal in der Form der « straffen Sachlichkeit », der « überlegenen Kühle » schwärmen dürfen? Der « liebe kleine Kerl » steht schlußendlich auf der Leiter des Geschmackes nicht manche Sprosse tiefer als der « süße Engel ». Das Bild der vollkommenen Frau wechselt mit den Himmelsstrichen und der Zeit. Es zeigt sie bald schlank, bald rund, einmal voll Sanftmut, darauf als stolze Herrin. Es ist für die Liebe, die immer dieselbe bleibt, so belanglos wie die langen oder die kurzen Haare. Es kommt nicht darauf an, welche Merkmale gerade als besonders weiblich oder ausgezeichnet männlich gelten; wesentlich ist nur, daß sie sich unterscheiden, so tiefgründig wie das Wesen der Geschlechter.

Ich habe keineswegs die Absicht, den jungen Männern eine andere oder gar eine « idealere » Einstellung zur Liebe aufzureden. Ich möchte sie nur ermuntern, zu jener, die ihren wahren Gefühlen entspricht, auch zu stehen. Der Liebesbrief ist eine Gelegenheit dazu: er ist ein Bekenntnis. Der Liebesbrief von heute, aber auch, und vor allem, die zahllosen Liebesbriefe, die ungeschrieben bleiben — und schließlich die unverbindliche, vorsichtige Weise, in der etwa junge Leute im Kreise der Freunde von ihrer Geliebten sprechen — wenn sie es überhaupt tun — sind Ausdrucksformen der gleichen, wie mir scheint, bedauerlichen Erscheinung: der Scheu vor dem Bekenntnis.

Es braucht in einer Zeitströmung, welche die Liebe verkameradschaftlicht oder vergeschlechtlicht, etwas Mut dazu, sich der Liebe nicht zu schämen, mehr Mut als die Nüchternen zu spielen. Mögen es jene, denen es Spaß macht, dennoch tun. Das Vergehen ist läßlich, solange es sie nicht hindert, ihrem eigenen Erlebnis zu trauen, daß nämlich die Sache der Liebe alles andere als nüchtern ist. Auch auf die Trunkenen wartet die Abkühlung, aber den Nüchternen ist das ganze Dasein ein grauer Katzenjammer.